

Um der Mitgift willen.

Original-Roman von Arthur Zapp.

(I. Fortsetzung.)

Dem Leutnant blieb nichts anderes übrig, als angustoßen, seinen Arm in den des Bräutigams zu verschranken und das Glas zu leeren. Als seine Lippen den Bruderkuß des Amtsraths zurückgaben, durchschaute es ihn heiß. Und unwillkürlich trat die Szene vor seine Seele, wie er noch vor drei Tagen die Braut des Ahnungslosen in seinen Armen gehalten.

Was das nicht ein Judaskuß, den er soeben gegeben?

Der Amtsrath wurde immer aufgedrämter. Er hatte wieder seinen Platz neben der Braut auf dem Sopha eingenommen. Wie glücklich er sich fühlte, sah man an den lächelnden, leuchtenden Blicken, mit denen er seiner Braut in das hübsche Gesicht sah, an der Art, wie er ihr liebevoll mit der Hand über das Haar strich und seinen Arm sanft um ihre Taille legte.

Der Leutnant sah wie auf Kofeln. Es war ein Anblick, der ihn in einen fieberhaften Zustand versetzte und mit einem unenträglichem, peinvollen Unbehagen erfüllte. Nie in seinem Leben glaubte er ein ungleicherer Paar gesehen zu haben, als das zierliche, anmuthige, in reiferer Jugend und Schönheit prangende junge Mädchen und den rauhen, torpulenten, untersehten Mann mit den dicken, unschönen Zügen, dessen Haar und Bart bereits ergraut war und der die vierzig schon ein paar Jahre hinter sich hatte.

Aber mehr noch als die läppische Verliebtheit des Bräutigams reizte die sanfte, lächelnde Miene, mit der die Braut die Liebtötungen hinnahm, die stiller Erbitterung des Leutnants. Und so erhob er sich plötzlich und nahm mit der Entschuldigung, daß ihn der Dienstruf, hastigen Abschied.

Axel von Düringshofen befand sich gerade in der richtigen Stimmung, um so gleich noch eine andere Angelegenheit zu erledigen, die fast ebenso löstlich und unangenehm war, wie die Glückwunschhilfe bei seiner Kousine es gewesen. Er mußte verschaffen, die fünfzehnhundert Mark, die er in acht Tagen zu zahlen hatte, aufzutreiben. In der Hauptstraße gab es einen Rentier Namens Habertorn, der in dem Offizierskorps des in der Stadt garnisonierenden Ulanenregiments als Gefälliger Geldgeber bekannt war. Axel hatte schon einmal mit Erfolg die Hilfe des Rentiers in Anspruch genommen. Freilich, die Prozente, die Herr Habertorn nahm, waren keine geringen, aber wenn das Messer an der Kehle sah, der mußte sich eben den harten Bedingungen des Geldgebers fügen.

Axel von Düringshofen vertauschte zu Hause das Paradebleid mit einem bequemen Leberrod und setzte an Stelle der Czappa die Miße auf.

Herr Habertorn besah ein eigenes Haus und er selbst bewohnte mit seiner Familie die erste Etage. Kein Geschäftsbild zeigte dem Suchenden den Weg; denn der Rentier, der es eigentlich nicht nötig gehabt hätte, betrieb sein Geschäft ganz im Geheimen, und nur den Eingeweihten war es bekannt, daß Herr Habertorn Geld gegen Zinsen verlieh.

„Womit kann ich dienen, Herr Leutnant von Düringshofen?“ empfing der Rentier seinen Besuch in seinem Arbeitszimmer, das außer einem Schreibtisch und einem Geldschrank nichts enthielt, das ihm den Charakter eines Komptoirs gegeben hätte.

Ohne auf dem ihm höflich angebotenen Sessel Platz zu nehmen, entgegnete der junge Offizier kurz, fast unwirsch: „Ich brauche in fünf Tagen fünfzehnhundert Mark. Können Sie mir das Geld verschaffen?“

Herr Habertorn bebann sich nicht lange. Seine hohen, spitzen Schultern noch höher redend und sein mageres, knochiges Gesicht mit der großen gebogenen Nase zu einem süßen Lächeln verziehend, sagte er: „Ich bedauere, Herr Leutnant. Ich bin augenblicklich nicht in der Lage. Mein Geld steht in allerlei Geschäften.“

Der Leutnant biß sich auf die Lippen, seine Augen blitzten ärgerlich. „Sie wollen nicht?“

„Ich kann nicht, Herr Leutnant.“ „Ansinn!“ Der Leutnant stieß es unwillig hervor und runzelte seine Stirn. „Wenn Sie wollen, würden Sie auch können. Wozu die Klauen? Also noch einmal, Sie wollen nicht?“

Die lange, bagere Gestalt des Rentiers kniete noch mehr zusammen. Er tastete mit der Rechten nach seiner Halsbinde, als müsse er sie lodern, um besser sprechen zu können.

„Nun ja, Herr Leutnant,“ gestand er halb zu, „am Ende ließe sich doch Rath schaffen, wenn ich nur eine Sicherheit hätte.“

„Mein Gut Carlshagen?“ warf Axel von Düringshofen mit einer forcierten Lebhaftigkeit und Sicherheit hin, die ihm nicht vom Herzen kam.

Aber der Geldmann, der über die Vermögensverhältnisse seiner Kunden ausgezeichnert informiert war, zeigte eine saure Miene und erhob abweisend die Hände.

„Soll ich mir das Gut auf den Hals laden, wenn es einmal zur Subhastation kommt?“

Der Leutnant biß mit einer hef-

tigen Bewegung seinen Säbel auf den Fußboden auf.

„Ich werde Ihnen doch noch sicher sein für lumpige fünfzehnhundert Mark?“ fuhr er zornig auf. Seinen Blick unwillkürlich senkend, sagte er mit einem Grinsen der Beschämung hinzu: „Mein Inspektor wollte mir das Geld von seinem Ersparnisse vorschreiben. Aber ich ziehe vor, es gegen Zinsen zu leihen. In drei Monaten gebe ich Ihnen Ihr Geld zurück. Bis dahin werde ich mich Rath schaffen. Im Notfall greife ich auf das Anerbieten meines Verwalters zurück.“

„Wie alt ist Ihr Inspektor, Herr Leutnant?“ fragte der Geldmann vor sich hin.

„In die Sechzig.“

„Da kann er jeden Tag sterben, Herr Leutnant. Und die Erben werden sich schwerlich durch sein Versprechen für gebunden halten.“

Der Leutnant zog seinen Säbel an.

„Ist das Ihr letztes Wort?“

Der Rentier zögerte mit der Antwort. Er betrachtete den ihm gegenüberstehenden jungen Mann, der mit seinem hübschen, offenen Gesicht und seiner kraftvollen und doch schlanken Gestalt, die in der kleidamen Ulanen-Uniform zur besten Geltung kam, als das Musterbild eines flottten, schneidigen Offiziers gelten konnte.

Die Miene des Geldmannes nahm einen schmerzlichen Ausdruck an. Die ähler Erscheinung des jungen Leutnants erregte offenbar sein Wohlgefallen. Er rückte mit seinem freundlichsten Gesicht einen Stuhl heran.

„Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen, Herr Leutnant,“ sagte er einladend und zog auch für sich einen Stuhl näher, auf dem er sich niedersetzte. „Vielleicht werden wir uns doch noch einigen. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Leutnant.“

Das kam föhlich und vielversprechend heraus, daß Axel von Düringshofen ohne weiteres Zureden der Einladung folgte. Ein runder Tisch, um den die Stühle standen, trennte die beiden Männer. Der Leutnant legte seine Miße auf den Tisch und stützte seine beiden Hände, neugierig und erwartungsvoll nach dem Geldmann hinüberblickend, auf seinen Säbelgriff.

Herr Habertorn neigte sich mit der wohlwollend lächelnden Miene eines Biedermannes ein wenig vornüber, während er die Frage leicht unhinwarf: „Sagen Sie mal, Herr Leutnant, haben Sie noch nie an das Heirathen gedacht?“

Der Offizier war im ersten Augenblick überrascht. Dann zuckte ein ironisches, heißendes Lächeln um seine Mundwinkel, während er, ohne zu antworten, fragte: „Haben Sie vielleicht eine Braut für mich „in petto“, Herr Habertorn?“

Der Geldmann trommelte mit den Fingern seiner Rechten auf den Tisch und bemühte sich, noch gemüthlicher dreinzuschauen, während er verzetzte: „Das könnte wohl sein, Herr Leutnant. Uebrigens, das wäre noch das Schlechteste nicht. Jung gestreift, hat noch Niemand gereut, Herr Leutnant. Solch eine junge Frau mit einer stattlichen, baaren Mitgift könnte Sie aus aller Verlegenheit befreien.“

Der Leutnant wollte auffahren, aber er begann sich eines anderen und verzetzte, äußerlich ruhig, mit trockenem Sarkasmus: „Sagen Sie einmal, Herr Habertorn, betreiben Sie vielleicht auch noch das Geschäft eines Heirathsvermittlers?“

Herr Habertorn machte die Frage des Offiziers durchaus nicht verlegen. „Warum nicht, Herr Leutnant?“ antwortete er, sich die Hände reibend und dem Offizier listig zublinzelnd. „Wenn sich mir die Gelegenheit bietet? Ein Geschäftsmann muß jede Chance wahrnehmen. Und ist das Heirathen nicht eine schöne Sache? Man macht zwei Menschen glücklich. Dies schöne Bewußtsein hat man obendrein. Darf ich Ihnen also einen Vorschlag machen, Herr Leutnant?“

Axel von Düringshofen verschränkte seine Arme über der Brust und sagte mit dem Galgenhumor seiner bedrängten Lage: „Warum denn nicht? Schreiben Sie einmal los, mein werther Herr Habertorn!“

Der Rentier lehnte sich aufrecht auf seinen Stuhl und machte ein ernstes, überlegenes Geschäftsgehoft.

„Nennen Sie den Fabrikanten Regenfein, Herr Leutnant, den reichen Regentein?“

Der Offizier schnellte vornüber. Seine Hände sahten den Säbelgriff und hieß die Scheide klirrend auf. „Sie mühen sich doch nicht etwa Eugenie Regenfein zu, Herr Habertorn?“ rief er heftig.

Der Geldmann machte eine beschwichtigende Handbewegung. „Sie ist nicht schön, Herr Leutnant,“ räumte er ein. „Aber mein Gott, macht denn die Schönheit glücklich? Die schönen Mädchen sind oft die unerträglichsten. Auf den Charakter kommt's an, Herr Leutnant, auf den.“

„Ach, Larifari!“ brauste der junge Offizier ärgerlich auf. „Machen Sie

mir nichts vor, Herr! Eine Frau muß hübsch sein, das ist das Erste, Unerläßliche. Auf den schönen Charakter Ihrer Heirathstoadantin pfeif ich. Sie schielt und außerdem ist sie, wenn ich nicht irre, schief gewickelt. Heirathen Sie sie doch selber, die Vögelscheuche — ja so, Sie sind schon verheirathet.“

Der Rentier ließ den Unmuth des Leutnants über sich dahinfließen, ohne seine ruhige Gelassenheit und seine wohlwollende Miene aufzugeben. Als der Offizier jetzt schwieg, bemächtigte er sich wieder des Wortes.

„Gut,“ lenkte er ein, „lassen wir Fräulein Regenfein! Wenn Sie einen so hohen Werth auf ein schönes Aeußere legen, so kann ich Ihnen eine junge Wittwe in Vorschlag bringen, die in dieser Hinsicht die höchsten Ansprüche betrieidigt.“ Er blitzelte forschend nach dem jungen Offizier hinüber, der, die Hände auf seinen Säbel stützend, voll Spannung weit vornübergeneigt saß. „Sie ist vierundzwanzig Jahre alt. Das Vermögen beträgt unter Garantie dreihundertfünfzig tausend Mark. Sie kennen sie doch, die verwitwete Oberamt-mann Hellriegel?“

Mit einem Rud sprang der Leutnant auf seine Füße. Das Blut schoß ihm jäh in's Gesicht, die Joruesader schwoll ihm auf der Stirne.

„Herr,“ rief er bebend vor Erregung. „Sie wagen es, mir diese — Dame anzutragen? Wissen Sie denn nicht, was man diesem Frauenzimmer nachsagt?“

Der Rentier machte eine begütigende Handbewegung. „Wenn man auf alle bösen Klatschmäuler hören wollte, Herr Leutnant!“

„Man sagt,“ schrie der Andere, ohne auf diesen Einwand zu hören, „man sagt, daß die struppellose Wittwe zu ihrem Inspektor zärtliche Beziehungen unterhält. Und dieses — dieses Weib wagen Sie mir, mir, einem königlichen Leutnant, als Gattin zu empfehlen?“

Der Leutnant riß seine Miße vom Tisch und wandte sich ungemüth nach der Thür. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um.

„Sie wollen mir das Geld also nicht leihen?“ sagte er, noch immer dunkelroth im Gesicht vor Aerger und Enttäuschung.

Kurz und prompt kam die Antwort. „Ich bedauere, Herr Leutnant, ohne Sicherheit, nein!“

Der Offizier nickte kaum merklich und fürmte in voller Aufregung davon.

Drittes Kapitel.

Es war am nächsten Tage, als Herr Habertorn sich auf dem Wege nach dem Bankgeschäft J. E. Rehsfeld befand. Vor dem großen Hause am Marktplat, in dessen erster Etage sich die Geschäftsräume befanden, sah Herr Habertorn die ihm bekannte Equipage des Konsuls Rehsfeld, des Inhabers der Firma. Neben der Frau Konsul befand sich auf dem Rückfih im Fond des Wagens eine junge Dame, die noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht haben konnte. Es war eine ungewöhnlich groÙe Erscheinung; die Gesichtszüge waren, soviel Herr Habertorn in der Entfernung erkennen konnte, nicht auffallend hübsch, aber doch wohlgebildet.

In dem Hausflur begegnete Herr Habertorn dem Konsul. Der alte, kleine Herr gab den Gruß des Rentiers, der seit Jahren mit seiner Firma in Geschäftsverbindung stand, freundlich zurück.

„Der Herr Konsul fahren schon nach Hause?“ fragte Herr Habertorn den Bankier, der eine Villa außerhalb der Stadt besaß.

Der Konsul nickte mit trüber Miene. „Werde wohl bald überhaupt nicht mehr ins Geschäft kommen,“ sagte er melancholisch.

„Nun, nun, Herr Konsul, wo seht's denn?“

Der alte Herr verjoq sein Gesicht, das einen ungesundem, gelben Teint hatte, schmerzhaft, und legte seine Hand auf die rechte Seite seiner Brust.

„Die Leber,“ seufzte er, „die Leber ist nicht in Ordnung und der Magen will auch streiken. Ach, hab' gar keine rechte Freude mehr am Leben!“

„Aber, Herr Konsul,“ fühlte sich der Rentier verpflichtet, zu trösten. „Es wird ja doch wieder besser werden. Ich sehe — er deutete mit der Hand nach der StraÙe hinaus — Sie haben Besuch, Herr Konsul. Solch ein hübsches, jugendfrisches Wesen bring' Lust und Freude in's Haus.“

Doch der tränkliche alte Herr schnitt eine Grimasse. „Was ich brauche, ist Ruhe,“ gab er mißlaunig zurück.

Er wollte seinem Geschäftsfreunde schon die Hand zum Abschied reichen. Dieser aber hatte noch eine Frage. „Woß eine Verwandte, Herr Konsul?“

„Eine Nichte. Ihre Eltern sind schon seit geraumer Zeit tot. Während der letzten Jahre war sie im Pensionat. Jetzt ist sie zu uns übergesiedelt. Ein reiches, ein sehr reiches, hübsches junges Mädchen. Da ist es meine Pflicht, für Vergnügen und Unterhaltung zu sorgen — ja, ja!“

Der grämliche alte Herr nickte gar trübselig und machte eine Miene, die zu den eben gesprochenen Worten einen drolligen Kontrast bildete. Ueber das Gesicht des Rentiers, der

mit einem merkwürdigen Interesse zugehört hatte, als berührte ihn die Sache persönlich, lief ein helles Lächeln. Er neigte sich jetzt vertraulich zu dem Konsul hinüber und sagte mit einem listigen Lächeln, seine Stimme fast zum Klüßertorn dämpfend: „Uebrigens Ihnen die Aufgabe, für das Aeußere der jungen Dame zu sorgen, Besondere verurtheilt, so gibt es ja ein sehr probates Mittel.“

„Nun?“ fragte der alte Herr zerküret, dem diese Unterhaltung im Flur schon zu lange dauerte.

„Sie brauchen Ihr Mündel nur zu verheirathen.“

Der alte Herr blidete erstauht auf und sah den ihm gegenüberstehenden mit einem forschenden Blick an, als müsse er sich vergewissern, ob der Andere scherzte oder im Ernst spräche. Dann, während sich die Falten um seinen Mund noch tiefer ausprägen, bemerkte er sarkastisch: „Die Idee ist gut, sie ist sogar ausgezeichnet. Nur schade, daß die Hauptperson bei der Rechnung fehlt: der Freier.“

Herr Habertorn machte eine beruhigende Geste mit der Hand und seine kleinen, grauen Augen blitzten pfiffig.

„Der wird sich schon finden, Herr Konsul. Bei den Vorzügen der jungen Dame.“

Er rieb mit einer mechanischen Bewegung Daumen und Zeigefinger seiner Rechten gegeneinander. Der Konsul aber streckte ihm ungeduldig die Hand hin und verabschiedete sich mit einem kurzen „Guten Tag, Herr Habertorn!“

Der Rentier setzte seinen Weg in das Komptoir fort, nicht im Geringsten verletzt oder verstümmt. Im Gegentheil, er lächelte vergnügt vor sich hin, während er die Treppe zur ersten Etage hinaufflieg. In seinem erwerbthütern, immer auf einen Verdienst erpichten Geist stieg eine Idee auf, die ihm einen ungeheuren Gewinn in Aussicht stellte, wenn sie sich in der künftigen Weise verwirklichen ließ.

Leutnant Axel von Düringshofen war nicht wenig erstauht, als er noch an demselben Abend einen Brief erhielt, der mit „H. Habertorn“ unterzeichnet war und eine unerwartete, freundliche Einladung enthielt. Das Schreiben war kurz, aber es war mit ausgeführter Höflichkeit abgefaßt und lautete vielversprechend:

„Hochgeborner Herr Leutnant! Ich gestatte mir, Sie höflichst zu bitten, mich morgen im Laufe des Vormittags mit Ihrem werthen Besuch zu beehren. Ich glaube, daß es mir möglich sein wird, Ihnen zu dienen und zwar in ausgiebiger Weise als Sie ahnen können. Alles Weiteres müßlich. In der sichern Erwartung Ihres baldigen Besuches bin ich Ihre hochwohlgebornen ganz ergebenster

Habertorn.“

Die verzeigte Lage des Leutnants hatte sich in nichts geändert. Wenn nicht ein Wunder geschah, war ihm der „schlichte Abschied“ gewiß. Nach wenigen Jahren des Glanzes ein unruhliches Ende. Aus der Arme ein wenig ehrenvoll entlassen, der Uniform für immer beraubt, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte. Und dann? Dann folgte in kurzer Zeit der zwangverlei Verkauf seines überuldeten Gutes, und der Rest war, Amerika oder eine Kugel vor den Kopf.

Ob er nicht doch in den sauren Apfel biß und sich um die Hand der ihm von dem Mechaniker vorgeschlagenen Eugenie Regenfein warb? Darauf oder auf einen ähnlichen Vorschlag würde ja die Einladung des Geldmannes schließlich doch nur herauskommen. Aber als sich dann der junge Offizier das Scheiden an der Seite einer ungeliebten, häßlichen Frau ausmalte, die für ihre körperlichen Mängel ihn nicht einmal durch gewinnende Manieren und liebenswürdiges Wesen entschädigte, die der Tochter des reichen Fabrikbesizers ebenso sehr abgingen, wie die Schönheit, da auct doch der Widerwillen und der Abscheu so stark in ihm empor, daß er bestig mit dem Fuß aufstampfte und ein ungesümmes „Nein, nein, nein!“ ausrief.

Lieber nach Amerika gehen und Kellner werden, oder einfach dem ganzen Jammerleben ein Ende machen, als sich des schönen Mammons wegen an ein Weib fetten lassen, das man nicht ansehen konnte, ohne ein Grauen zu empfinden und sich vor sich selbst zu schämen!

Trotz dieses Vorsazes folgte Axel von Düringshofen dem noch am nächsten Vormittag der freundlichen Einladung des Rentiers. Man konnte ja nicht wissen. Vielleicht verspürte der Mechaniker ein menschliches Mitleiden und schoß das Geld auch so vor, ohne auf einer Sicherheit und ohne auf seinem Heirathsprojekte zu bestehen. Wenn der Mensch dem Extrinken nahe ist, greift er auch nach einem Strohhalm als Rettungsmittel.

Herr Habertorn empfing seinen Besuch mit aller Liebesewürdigkeit, die ihm zu Gebote stand. Er bot dem jungen Offizier nicht nur sofort einen Stuhl an, er bot ihm sogar eine Cigarre an, welches Angebot zwar in Axel ein gewisses Mitleiden und einen leisen Widerwillen erregte, das er aber dennoch nicht abzuschweifen wagte, um den Geldgeber nicht von vornherein in schlechte Laune zu versetzen.

„Ich bin bereit, Ihnen die gewünschte fünfzehnhundert Mark zu leihen,“ eröffnete Herr Habertorn so-

gleich das Gespräch, „unter der Bedingung, daß Sie mir ein Dreimonatsaccept ausstellen auf — sagen wir, auf fünfzehnhundert Mark.“

„Gern!“ rief der Leutnant und athmete auf. Der leichtsinnige junge Mann hätte auch noch höhere Procente bewilligt, wenn man ihm nur vorläufig aus seiner Bedrängniß half.

„Und sofern Sie noch eine zweite Bedingung erfüllen,“ fuhr der Gelddarleher etwas geheimnißvoll fort, „die eigentlich mehr in Ihrem eigenen Interesse liegt, als in dem meinigen.“

Mit einem Rud fuhr der Leutnant von seinem Stuhl auf.

„Kommen Sie mir wieder mit Ihrer Eugenie Regenfein?“ brauste er mit nervöser Heftigkeit auf. „Der gar mit der ominösen Wittwe Hellriegel?“ Zum Donnerwetzel, ich habe Ihnen doch schon erklärt, daß ich mich nicht verwickeln lasse!“

Der Geldmann verlor nicht einen Augenblick seine Ruhe.

„Bitte, wollen Sie gefälligst Platz behalten, Herr Leutnant,“ lud er mit einer beschwichtigenden Handbewegung und mit der freundlichsten Miene von der Welt ein. „Es handelt sich wieder um die eine noch um die andere Dame. Ich kann Sie doch nicht mit Gewalt an eine Frau verheirathen, die Sie nun einmal nicht mögen.“

Er drehte sich um, nahm von dem naßen Schreibtisch ein Schriftstück und reichte es dem Leutnant, der sich wieder mechanisch in seinen Stuhl hatte fallen lassen, mit den Worten: „Bitte, lesen Sie! Sie sehen, daß ich Ihnen nichts Unbilliges zumuthe. Sobald Sie das Dokument unterzeichnet haben, steht Ihnen der Betrag von fünfzehnhundert Mark zur Verfügung.“

Axel von Düringshofen strich sich über die Stirn und bemühte sich, in ihm gährende Aufregung zu bewahren und mit möglicher Ruhe und Vorsicht das Schriftstück des Geldmannes zu prüfen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Strudel Pariser Lebens.

Im Grand Palais haben wieder jene sportlichen Luftbarkeiten stattgefunden, die unter dem Namen Concours Hippique bekannt sind und hier alljährlich dierzehn Tage lang dauern. Ich verzichte darauf, die zwei- oder dreitausend Automobile und Equipagen zu schildern, die an jedem Nachmittage in der breiten Avenue zwischen dem großen und dem kleinen Palais, auf dem Pont Alexandre und der Invalidenplanade warteten, und will auch nichts von dem Kleiderluxus und den Perlenkollern der Damenwelt sagen. Bei solchen Ereignissen gleicht das Leben hier nicht wie anderswo einem saft hindrübenden Flüsschen, sondern einem Meer, und die Hauptfrage ist, daß dieses Meer gleichzeitig an allen anderen Punkten der Stadt und nach allen Richtungen hin ungemindert weiterläuft. Am vorletzten Tage des Concours Hippique wurden während der Nachmittagsstunden an den Rassen des Grand Palais fünfzigtausend Frs. eingenommen, am letzten Tage während der Abendstunden achtzigtausend. Mit Kleinigkeiten giebt man sich hier in solchen Fällen nicht ab.

Der Concours Hippique gilt nicht jedem als der Vergnügung und der Gipfelpunkt des Vergnüglichen, und sicherlich hat der Menschengestalt schon Schöneres und Amüsanteres erkennen. Die Vorführung gänzlich unbekannter Pferde ist auf die Dauer grauenvoll eintönig, und die Herren, die mit ihren Rossen über Hüden und Gräben springen, sehen in ihren roten Fräcken nicht nur einander, sondern oben auch ihren Stallknechten zum Wechseln ähnlich. Aber an den letzten beiden Tagen wurde das Fest ein wenig interessanter, denn an diesen beiden Tagen veranstalteten in der ungeheuren Halle des Grand Palais die Offiziere der Reitschule von Saumur ein ritierliches Turnier. Auf den niedrigen Tribünen rings am Rande der Reithalle, auf den Tribünen der Societäre, der Clubs und des Offizierskorps sahen die Zuschauer und die Zuschauerinnen ganz gedrückt, auf den Tribünen ganz drüber erschienen die Köpfe nur noch wie kleine rothe Punkte, hinter den Tribünen und oben auf den Galerien fanden die verwohnten Damen auf wackeligen Stühlen und Leitern, und diejenigen, die nicht einmal eine Leiter erobert hatten, redeten wie verzweifelt den Schwanenhals. Die lange Reithalle war durch eine Hürde in zwei gleiche Felder getheilt, auf jedem Felde hielt hoch zu Kopf, begleitet von einer Ehrenstreife, eine Gruppe von Offizieren, und sobald ein Trompetensignal ertönte, jagte ein Einzelner oder die ganze Gruppe der feindlichen Parole entgegen, und die Hauerer begann. Bisweilen ließ man Pferde, auf deren Rücken eine ausgestopfte Puppe befestigt war, über die Bahn galoppieren, und die Offiziere brachten mit ihren Degen und Lanzen diesen armen Strohmännern die lebensgefährlichen Wunden bei. Und jedesmal, wenn eine der Puppen besonders grotesk hin und hergeschwankt oder mit der angelegten Nase den Nadeln des Pferdes berührte, erregte das auf den Tribünen eine innige Freude.

Es ist in der letzten Zeit von Tundigen Facetten sehr viel über den sogenannten Gefehstmerth der Kavallerie gefagt worden, und wer in seinem Leben einmal Kavallerist gewesen ist, hat vielleicht die Empfindung gehabt,

daß selbst die Bestimmten sich noch zu optimistisch geäußert. Ein moderner Kavallerist ist ein Mann, der mit seinen Waffen ungefähr soviel anfangen kann wie der Storch am Tische des schlauen Fuchses mit seinem Schnabel, und es ist schwer zu entscheiden, welche der drei Waffen das untauglichste Werkzeug ist: die Lanze, der Degen oder der Karabiner. Die Lanze mag, wenn es je so weit käme, beim ersten Anprall recht fürchterlich wirken, aber da man auf einem vorwärts jagenden Rosse keine Zeit hat, sie nach dem Stoße zurückzuziehen, so muß sie nothwendig zur Erde gleiten und ein allgemeines Stolpern und eine wilde Verwirrung verursachen. Der Stobdegen ist gewiß auf einem Festboden recht besser zu gebrauchen als auf einem unruhigen Bierföhler, und der Karabiner, der gegen Feuchtigkeit sehr empfindlich ist, liegt in einer Lederhülse, die sich bei Regenwetter zusammenzieht und ihren Inhalt dann rettungslos festhängt. Unter solchen Umständen scheint mir die französische Militärverwaltung ganz recht zu haben, wenn sie zur Erziehung des Publikums kavalleristische Circusspiele veranstaltet und die Kavallerieoffiziere den einzigen Personen gegenüberstellt, denen sie noch gefählich werden kann, nämlich den Damen. Das zweitägige Turnier verlief sehr glänzend, und nur einer hätte es sitzen können: ein Infanterist.

Man darf die Vermuthung äußern, daß die Gesellschaft auf den Tribünen, diese Gesellschaft, die sich selbst „die gute“ nennt, das Fest noch spannender gefunden hätte, wenn der Scherz ein wenig erfrischt und ein kleines Malheur nicht ziemlich ausgeschlossen gewesen wäre. Es schien manchem bedauerlich, daß die Offiziere schühende Fechtstaben trugen, daß die Lanzenspitzen durch breite Knöpfe ansähdlich gemacht waren, und daß nur die ausgestopften Puppen in wirklicher Gefahr schwebten. Ein großer Theil der Menschheit hat nun einmal ein Bedürfniß nach jener zugleich pridelnden und lähmenden Nervenregung, die nur erzeugt wird, wenn der Tod in der Luftsiehelt, und die lebenslustige Menge verlangt nach Schaupielen, in denen die Mitwirkenden den Tod herausfordern.

Eines jener Wesen, die dem Publikum diesen Nervenreiz verschaffen und für ihr tägliches Brod täglich den Hals riskiren, ist eben jammervoll zu Grunde gegangen. Marcelle Randal, ein Fräulein von vierundzwanzig Jahren, ließ sich allabendlich in einem Casino de Paris in einem kleinen Wagen befestigen, der erst die übliche Boucle, die runde Fahrbahn durchtreifte und dann mit pompösem Schwung durch die Luft zu einer anderen Bahnlänge hinüberflog. Marcelle Randal war ein schwaches Geschöpf, verängstigt und herzleidend und für den Tourbillon de la Mort, wie das Schauspiel genannt wurde, durchaus nicht gemacht. Ihre Mutter hatte in zweiter Ehe Herrn Calmus, den Bürgermeister von Gentilly, geheirathet, Marcelle lebte bei ihrer Tante, und eines Tages nahm sie den Vorschlag eines Reiters an, der den Apparat des Tourbillon erfunden hatte und sie zur Mitwirkung aufzurederte. „Meine Nichte,“ erzählt die Tante, „war nach ihrer Nummer mitunter wie besäubt und klagte über Kopfschmerz, aber wir nahmen das nicht ernst.“ Der Ritter ertönte: „Marcelle war festgebunden und sah in dem gepolsterten Wagen ganz sicher.“ Sie sah in diesen Volkern so sicher wie in Abrahams Schoß, aber als sie wieder durch die Luft flog, bekam ihr Herz irech alle dem einen Anax, und als der Wagen stillstand, stand das Herz dieser Aermten gleichfalls still.

„Der Tourbillon de la Mort, erzählt mit berechtigtem Stolz der Ritter, noch weiter, „war sehr podend. Am ersten Abend fiel im Augenblick der Abfahrt die Sägerin Delina in Ohnmacht, und jedesmal wurde einige Damen übel. Die Vorführung währte nur vier Sekunden und machte einen schwindelerregenden Eindruck.“ Es war auch selbstverständlich ein brillantes Geschäft, denn man hat nicht alle Tage Gelegenheit, im Theater in Ohnmacht zu fallen, und vielen Leuten ist erst wohl, wenn ihnen übel wird. Aber das Publikum, das für fünf Francs Eintrittsgeld den Tod aus der Ferne ahnen will, würde ihn für kein Geld der Welt in der Nähe sehen wollen, und deshalb verdrang ihm die kluge DIRECTION den Unglücksfall und ließ schnell einen recht lustigen Gafe-Walk spielen. Marcelle Randal, die soviel im Leben herumgeschleudert worden, starb, während das Orchester den Gafe-Walk siebelte und das Publikum applaudirte.

Die meisten der alten, berühmten Ballistale sind seit Jahren verstaubten, selbst das elende Moulin Rouge ist tot, nur der Bal Bullier im Quartier Latin hat noch seinen besorderen Charakter bewahrt, und wer sonst Pariser Ballhäuser sehen will, muß sich unter die Vorhölische und die Messerhelden hinauswagen und kommt in jedem Falle gestochen nach Hause. Unternehmende Leute haben dem Mangel jetzt abhelfen wollen, und so ist der Bal Tabarin entstanden, der dicht an der Rue Pigalle seine Porten aufgestan hat und einweilen sehr beliebt ist. Im Laufe des Winters hat dort eine Anzahl Schönheitskonkurrenzen stattgefunden, Schönheitskonkurrenzen ein detail, sei denen es sich abwechselnd um das längste Haar, um den kleinsten Fuß und um andere Hieobjekte handelte.

Theodor Wolff.